

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Verkäuferinnen.

Am Abend huscht ihr durch die dunklen Pforten vereinzelt — gruppenweise — Euer Lachen hängt noch voll Schatten eurer kühlen Räume, wo Stoffe, Kleider, Hüte, Kochgeschirre und Teppiche, vielleicht auch Bücher lagern. (Denn ihr seid still und gänzlich unbekannt am Tag. Was andern Wünsche sind, sind euch Befehle —)

Ihr schreitet schnell in dem Gewühl der Straße, Das eure hellen Blusen, eure Röckchen, das scheue Schweben mädchenhafter Hüften, der blassen Wangen abendsfrohe Röte und eurer Augen unbewußtes Suchen in sich verschluckt, stumpf, teilnahmslos und fremd —

Euch seh ich jeden Abend immer wieder dieselben Straßen eilen. Euer Richern ob meines Starrrens hör ich längst nicht mehr. Ich lieb euch alle! Abendmädchen! Alle! Und bange um die vielen bleichen Blüten, die nur am Abend zitternd sich erschließen zu leuchten, kleinen, hosen Blumentronen . . . Und immer wieder dieses herbe Fühlen in meiner Brust . . . ich stünde abends gerne an irgendeiner fremden Straßenecke und preßte meinen Hut an meine Brust — Und ließ euch wallen eine nach der andern, mit eurem Lachen, eurer Müdigkeit, mit eurem blühenden Glück, mit eurem Sehnen, an mir vorbei in einem langen Zuge, bis eurer schlanken Beine frohes Eilen im Dämmer einer Gasse jäh erstickt.

Hans Pflug.

Yvonne.

Von Alexander Seidel.

Yvonne hieß eigentlich Therese Bampfinger und war im Nebengelaß eines Schwabinger Aeliers geboren, so daß Vermutungen, welche die Heimat der Demimondaine Yvonne auf dem Montmartre oder in Marseille suchen, unbedingt falsch sind. Daß große Kokotten nur einen Namen führen, daß er den Nimbus fremdländischer Reize tragen muß, und daß kupferrotes Haar mehr Eindruck macht als aschblondes, hatte Therese Bampfinger früh eingesehen, und so nannte sie sich Yvonne und trug gefärbtes Haar, wobei Farbton und Menge ganz von der jeweiligen Mode abhingen.

Von Yvannes Taten ein andermal, heute will ich nur kurz erzählen, wie sie, die wohl über jede Schmähung nur lächelte, sterben mußte, weil man sie vor einem Kinde beschimpfte. Es war kurz nachdem ich Yvonne kennen gelernt hatte, ich trug den Kopf voller Ideale und war mir bewußt, wieviel Gutes ein Mensch tun könne, wenn er nicht über stiltliche Erneuerung schriebe, sondern in stiller Kleinarbeit selbst Hand anlegte. So hatte ich mir vorgenommen, das sicher durch und durch verderbte Mädel auf einen vielleicht vorhandenen sogenannten „guten Kern“ zu prüfen, und wenn es ginge, auf andere Bahnen zu lenken. Und wirklich, als ich an jenem Nachmittage mit ihr durch die Hänge des Paratales streifte, mußte ich ihr innerlich vieles abbitten. Mir war, als trüge Yvonne ihr Schlechtfeln wie einen großen Mantel, den sie zwar nicht gewillt war abzulegen, der aber, wenn man ihn etwas lüpfte, immerhin eine Reinheit unter sich barg. Schließlich lehrten wir in frohester Stimmung nach München zurück, und es schien mir, als habe Yvonne über unseren Gesprächen und dem Genuß der freien Gotteswelt sowohl ihren Beruf als auch ihre verachtete Stellung unter den Menschen völlig ver-

gessen. Wir unterhielten uns wie Geschwister, ich fühlte, wie es ihr wohl tat, von einem Menschen ernst genommen zu werden, ja sie kramte aus den Tiefen ihres verworrenen Gefühlslebens das letzte heraus, um Antworten zu erhalten, die sie den Genuß meiner Achtung länger austofsen ließen.

In der Neuhauser Straße herrschte großer Verkehr, und uns beiden fiel es plötzlich auf, daß uns, die wir die Schaufenster eines Buchladens betrachteten, aus dem Gewühl der gestauten Menschen ein rosiges Kindergesicht mit großen Augen anstarrte, in denen an Stelle üblicher Neugier ein unverhohlenen Bewundern glänzte. Wahrscheinlich machte Yvannes bunte Pracht einen tiefen Eindruck auf das Kind, so daß es die Prinzessin seines Märchenbuches zu sehen meinte. Wie die Lichter höchster Glückseligkeit huschte es bei dieser kindlichen Ehrung über Yvannes Züge, und mir war es, als ob sich eine Madonna zu dem Kinde neige, als sie sich niederbeugte, um mit liebenden Händen das Kinderköpfchen zu streicheln. Was nun folgt, war das Geschehen weniger Augenblicke. Noch zitterten Yvannes Finger auf dem Lockenkopf, als zwei hastige Arme das erschreckte Kind fortrissen und eine abscheuolles „Psst, Sie Dirne“ wie ein Peitschenhieb meine Gefährtin traf. Dabei sahen sie zwei Augen mit glühendem Ekel an, und die besorgte Mutter des Kindes preßte es an sich, als habe sie es der Hölle entrisen.

Da muß in Yvonne alles zerbrochen sein, denn der Blick, der jetzt wie das Flattern eines zu Tode getroffenen Vogels über uns irrte, war leer und hatte die Trostlosigkeit eines verlorenen Lebens in sich. Ich glaube, Yvonne war da schon tot, und die fürchterliche Szene, die sich anschloß, als Yvonne mit einer Hutnadel auf die Unbekannte einstach, um dann in rasender Verzweiflung die eigene Brust zu zerfleischen, war wohl nur ein wüster Traum. Man hat sie den Händen der entrüsteten Menge entrisen und in das Spital eingeliefert, wo sie kurz darauf starb. Ich sah, daß sie schon vor jenem Ueberfall gestorben war, und es ist mir eigentümlich zumute, als hätte ich Schuld an ihrem Tode, der ich sie lehrte, sich an Achtung zu freuen, wo man doch nur Schmach für sie bereitet hatte.

Die Schublade.

Von Horst Schöttler.

„Laß doch!“ sagte ich befänstigend zu meiner Frau. Wir waren auf der Hochzeitsreise, daher sprach ich sanft überzeugend. Sie aber zerrte weiter an der verquollenen Schublade herum.

„Laß doch!“ wiederholte ich noch einmal, „Du hast ja alle Sachen schon in den andern Kästen untergebracht!“

„Ich will aber sehen, ob da was drin ist,“ sagte sie hartnäckig und arbeitete weiter an der Schublade herum. Schließlich sah sie das vergebliche ihrer Bemühungen ein und warf spöttisch hin: „Für solche Sachen habe ich mir eigentlich einen Mann mitgenommen!“

Ich war hinzugetreten. Nun ja, das Ding mußte natürlich herausziehen gehen! Wenn mans vernünftig ansing und dann noch die nötigen Kräfte besaß, da war das gar keine Frage! Ich fing also mit Ruhe an, wurde erregt und brauchte zuletzt rohe Gewalt.

„Laß doch!“ sagte meine Frau befänstigend. Aber um keinen Preis hätte ich jetzt meine Bemühungen aufgegeben! „Laß doch!“ wiederholte sie, „wir brauchen die Schublade ja gar nicht.“ — So ein Unsinn; darauf kam mirs doch gar nicht mehr an, sondern ich mußte das Ding auf haben! Schließlich packte meine Frau an einer Seite an und ich an der andern — da sprang die Schublade krachend auf. Verduht gukten wir uns beide an, es war nichts drin, nichts, nicht einmal ein Stückchen Papier! Eine leere hölzerne Schublade, wie jede andere. —

Seit der Zeit ist es noch manchmal vorgekommen, daß wir uns um eine Nichtigkeit zu erregen und zu ouchen angingen. Aber nur anfangen! Denn einer von uns beiden kam immer rasch auf den Gedanken, dem andern „Schublade“ zuzurufen, — das genügt! (Mit Genehmigung des Verlages A. Staatsmann, Leipzig, aus „Weib, Wahn, Wahrheit“, Neue Fiktionen.)

An die Opportunisten.

Die sieben Weisen waren eure Väter,
Doch euer Ohm ist Judas, der Verräter,
Denn wie der Wind weht, macht ihr tapfer Front,
Und euer Bauch ist euer Horizont.

Arno Holz.

Das Wellengesetz.

Von R. H. Francé.

Im Deutschen Museum zu München steht im Treppenhaus eine sehr artige Spielerei. Ein großer messinggelber, aber blinder Hohlspiegel ist da aufgestellt, und ihm gegenüber, wohl an die zwanzig Schritte und durch die ganze Breite des Treppenhauses von ihm getrennt, ein kleiner Ring. Wenn man in den hineinstüßert, das leiseste und intimste Wort, so hört man es vor dem Hohlspiegel laut und vernehmlich.

Die sogenannten wissenschaftlichen Vortragsredner, welche ihr Publikum mit kuriosen, physikalischen Experimenten unterhalten, zeigen seit einiger Zeit ein sehr ergötzliches Kunststück. Vor einem Hohlspiegel machen sie ein Eisen glühend heiß und am anderen Ende des Saales zündet sich der Experimentator frei in der Luft an einem gewissen Punkt ohne weiteres eine Zigarette an. Er zeigt nämlich dadurch, daß von dem glühenden Eisen Wärmestrahlen ausgehen, die wie die Tonwellen in einem Hohlspiegel aufgefangen und von ihm in seinem Brennpunkt gesammelt werden.

Diese zwei kuriosen Versuche sind der Ausgangspunkt einer Anwältung der wissenschaftlichen Begriffe, deren Folgen noch gar nicht abzusehen sind. Es ist nämlich der Physik nun so allmählich gelungen, mit ihren Versuchen eine lückenlose Reihe herzustellen, die zeigt, daß sich jede Veränderung in den physikalischen Beziehungen der Dinge zu einander in der Form von Wellen, also periodisch abspielt.

Dieser Satz ist absichtlich sowohl abgewogen und zugepöht, damit er auch die vorsichtige und wohlbedachte Art widerspiegelt, mit der die Wissenschaft von heute sich diesen Dingen nähert, weil sie sich dessen gar wohl bewußt ist, welchen Fortschritt es mit sich bringen muß, wenn über den allgemeinen Zustand der Kräfte etwas wirklich Sicheres ausgesagt werden kann. Handelt es sich doch um Dinge, die in jedermanns Leben eingreifen und sozusagen jedermann auch angehen. Wie das zusammenhängt, will ich hier zeigen.

Daß ein Stein, den man in einen ruhigen Teich wirft, darin Wellenbewegungen hervorruft, nimmt niemanden wunder. Man kann auch sehr leicht verstehen, was da geschieht. Der Stein verdrängt Wasserteilchen, und diese Störung ihrer Gleichgewichtslage durch einen Stoß wird nun von Teilchen zu Teilchen fortgepflanzt. Jedes von ihnen beschreibt dabei eine Schwingung. Das nennt man Welle, die Wellen schwingen aber schließlich aus und der alte Ruhezustand stellt sich wieder ein, wenn nicht neue Störungen erfolgen. Solche werden nur zu Licht von den Wellen selbst bewirkt; sie beeinflussen sich gegenseitig. Die Wellenbewegung prallt an dem Ufer an und dieser Rückstoß zerschneidet nun, indem auch er sich in Wellen fortpflanzt, die langsam ausschlagenden ersten Wellen. Sieht man da aufmerksam zu, wird man nicht nur das Scheren der Wellen, die sogenannte Reflexion, sondern auch die Tatsache leicht beobachten, daß oft ein Wellenberg mit einem Wellental einer anderen Welle zusammentrifft, wobei der eine das andere ausfüllt und sie sich gegenseitig aufheben. Man hat dann eine Art oder Lücke in dem Wirkungsfeld vor sich, die man als Interferenz bezeichnet.

Diese drei Tatsachen: wiederkehrende Unterschiede in der Wirkung, also Periodizität, Reflexion und Interferenz, sind die Hauptkennzeichen aller Wasserwellen, und die physikalische Wissenschaft sagte sich nun, daß sie damit ein untrügliches Mittel an der Hand habe, in allen Erscheinungen Wellen zu erkennen, wenn sie irgendwo diese drei Eigenschaften feststellen kann.

Was man vor dem Schalltrichter des Deutschen Museums erleben kann, ist, wie man jetzt sofort einsehen wird, nichts als Reflexion des Schalles in einer bestimmten Beschränktheit, desgleichen was man durch den zweiten Versuch von der Wärme staunend erfährt. Der Sinn dieser Versuche ist demnach der Nachweis der Wellennatur von Schall und Wärme.

Durch Reflexions- und Interferenzversuche ließ sich aber auch die Wellennatur des Lichtes einwandfrei feststellen, ebenso die der Elektrizität, der Röntgen- und Radiumstrahlen. Diese Art von Versuchen gehören zu den wunderbarsten und fesselndsten Arbeiten, die ein Naturforscher verrichten kann, und ihr Ergebnis ist denn auch eine der wichtigsten Einsichten in das Wesen der Natur, zu dem der Mensch bisher gelangen konnte. Denn es vereinfacht Licht und Wärme, was man den Weltprozeß nennt. Und es ist das letzte

was denn eigentlich hinter den so vielfältigen und verwirrenden Erscheinungen steckt. Durch die hier geschilderten Versuche konnte man wenigstens von den physikalischen Energien sagen, sie alle seien periodische Vorgänge, Schwingungen des Stoffes, aus dem die Welt besteht.

Damit waren aber die Einsichten noch nicht zu Ende. Jetzt fiel es erst recht auf, daß die Periodizität und die Wellengesetze sich nicht nur als Klang, Farbe, Licht, Elektrizität äußern, sondern auch in viel anderen Vorgängen.

Jeder Wind entsteht durch eine Wellenbewegung der Luft, die Bewegungen am Himmel sind von einer wunderbar gleichmäßigen Periodizität regiert, das Meer steigt täglich zweimal in einer Flutwelle an und verebbt in dem gleichen ewigen Rhythmus. Was ist das Gleichmaß der Jahreszeiten anderes als eine solche Periodizität in größtem Maßstabe? Auf einmal fiel es den Forschern auf, daß sich auch chemische Vorgänge in Wiederholungen abspielen, und plötzlich gingen uns die Augen dafür auf, daß ja auch das Leben selbst nichts als eine Kette von Rhythmen sei. Der Herzschlag, das regelmäßige Atemholen, der längst festgestellte tägliche Wechsel im Wachstum von Kindern und Pflanzen, die jedes Jahr wiederkehrende Mauserung der Tiere, und vor allem der 28tägige Wechsel im Befinden der Frauen, zeigen an, daß alles Leben ebenso unter der Herrschaft des Wellengesetzes steht, wie die gesamte physikalische Natur.

Und so sickerte denn langsam die große neue Erkenntnis zusammen, die gegenwärtig im Vordergrund aller Naturforschung steht. Wir wissen heute, daß alles, was geschieht, dem Wellengesetz unterworfen sei, daß alle Veränderungen in der Welt nach einem einheitlichen Gesetz vor sich gehen.

Damit ist aber viel gewonnen.

Der Pariser Physiker Zermelo hat als erster die unabwiesbare Folgerung aus dem Uebereinstimmen von so vielen Forschungen gezogen. Er hat auch den mathematischen Beweis dafür geliefert, daß jede Funktion eine immer wiederkehrende Reihe darstelle und hat so für das menschliche Denken die ungeheure Frage aufgerichtet, ob denn nicht alles Geschehen eine Wellenschwingung ausführe, daher wiederkehren müsse?

Mit dieser Frage beschäftigen sich heute in der Stille ihrer Institute und Studierzimmer Physiker, Astronomen, Biologen und Philosophen gleicherweise.

Noch ist man nicht so weit, sich endgültige Antworten auf sie zu geben, so wie denn auch diese Einführung in die Frage nichts anderes anstrebt, als zu zeigen, in welchen Höhen gegenwärtig Forschen und Denken wandelt, und welche Probleme sich die Führer der Wissenschaft in allen Ländern vorlegen. Aber man müßte wahrlich ganz abgestumpft sein und verhärtet in den kleinlichen Sorgen des Alltags, wenn man nicht das Befreiende und Erhebende daran empfinden würde, wie erhaben es ist, wenn sich der Menschengeist mit solchen fernsten und geradezu übermenschlichen Aufgaben beladet und versucht, die ganze Welt, all das Schreckliche, Schöne, Unausdenkbare, Uebergewaltige und Geheimnisvolle, das sich in dem Wortlein Welt birgt, in einem einzigen Gedanken zu erfassen und dadurch zu beherrschen.

Schattenriß und Silhouette.

Von L. Rehm.

Die Kunst des Schattenrisses ist ein längst abgeschlossenes Kapitel. Dieser selbst gehört der Geschichte an, und doch ist es vielleicht nicht uninteressant, sich ein wenig mit ihm zu beschäftigen, da viele von der heutigen Generation bei den jetzigen Zeitaläufen nur zu gern einmal einen Rückblick in eine glücklichere Vergangenheit werfen und Silhouetten in neuer Zeit wieder viel Sympathie finden, allerdings mehr als kompositorische Bilder, denn als Personenbildnisse.

Zunächst wissen manche nicht, woher der Name Silhouette stammt. Er rührt von dem französischen Finanzminister Etienne de Silhouette her, der sich um 1757 durch seine Maßnahmen in Frankreich und besonders in Paris so verhasst zu machen wußte, daß man ihn überall lächerlich machte und alles, was einen kümmerlichen und armseligen Eindruck machte, mit à la Silhouette verächtlich bezeichnete, worunter der Volksmund auch jene durch Ausschneiden gewonnenen Umrisse von Figuren und Menschenköpfen, von Tieren und allerhand Schabernack, verstand.

Die Kunst, mittels der Schere aus geschwärztem Papier Menschen- oder Tierfiguren auszuschneiden, diese sogenannte Ausschneidekunst oder griechisch Psallographie genannt, ist freilich weit älter als jene damals in Paris à la Silhouette spöttlich bezeichneten Schattenrisse. Auf etruskischen Vasen sehen wir bereits Figuren als schwarze Schattenrisse aufgemalt. Aus älteren Zeitberichten erfahren wir, daß das Wunderkind Anna Maria Schumann in Köln um 1615 solche Schattenrisse oder Silhouetten angefertigt hat. Ein gewisser

Johann Bloch, genannt Körz, der um 1615 gestorben ist, fertigte durch Ausschneiden in silhouettenmäßiger Art ein seinerzeit viel bewundertes Porträt des Kaisers Leopold von Oesterreich an. Der Schattenriß trat an die Stelle der Porträtmalerei und die Kunst der Psaligraphie wurde nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Deutschland durch darin geübte Leute gelehrt. Es bildeten sich in verschiedenen Orten, wie Mainz, Nürnberg und später auch in Breslau und Hamburg besondere Schulen der Ausschneidekunst, deren Schüler für eine rasche Verbreitung dieser neuen Art der Porträtzeichnung Sorge trugen.

Es trat allerdings ein gewisser Unterschied zwischen der Silhouette und dem Ausschnitt an sich ein. Während die Silhouette durch leichte Prägung innerhalb der Fläche noch Formenandeutungen zuließ, beschränkte sich die Ausschneidekunst auf eine Wiedergabe des Umrisses. Auf diesem Gebiete haben als Silhouettenkünstler Otto Philipp Runge in Hamburg, Wilhelm Müller, Georg Schmidt in Düsseldorf und Sebastian Fröhlich für ihre Zeit Bedeutendes geleistet; besonders der letztgenannte ist der Schöpfer prächtiger Kinderbücher in Silhouettenform. Die Silhouette war Mode geworden, und im kleinsten bürgerlichen Haushalt konnte man sie als Wandschmuck bewundern.

Auf diesem Gebiete hat vor allem ein Künstler es zu einer klassischen Bedeutung gebracht, dessen Ausschnitte auf schwarzem Papier eine hervorragende Bedeutung in künstlerischer Hinsicht erlangt haben, es ist der berühmte Silhouettenschnneider Paul Konewka (1820—1870). Schon in seiner frühesten Jugendzeit verblüffte der zeichnerisch hochbegabte Knabe seine Umgebung durch die Fertigkeit im Ausschneiden von Menschenkörpern und Tierfiguren, mit denen er dann die Wände seines Zimmers schmückte. Als junger Künstler arbeitete Konewka 1857 in Berlin als Schüler bei dem Bildhauer Drake und später bei dem Maler Steffel. Seinen ersten großen Erfolg erzielte er mit seinem „Album“, einer trefflichen Sammlung künstlerisch wirkender Erzeugnisse der Silhouettenkunst. Am berühmtesten auf diesem Gebiet ist Konewkas „Osterspaziergang“ aus dem „Faust“, den er als Komposition für einen Lampenschirm entworfen hat, und später die gegen Mitte der sechziger Jahre veröffentlichten 12 Blätter zu Goethes „Faust“.

Alle seine späteren Kompositionen hat Konewka zuerst auf dem Papier ausgeführt, um sie dann auf Holz zu übertragen. Das ist der Fall bei seinen Illustrationen zum „Falstaff“, bei seinem Märchenbuch vom „Schneewittchen“, dann noch bei verschiedenen Illustrationen zu andern Volksbüchern und Jugendschriften. Eine weite Verbreitung hatte dann auch sein humoristischer Schattenbilderzyklus „Schwarzer Peter“, der oft vorzüglich, namentlich zur Weihnachtszeit als ein passendes Kindergeschenk beliebt war.

In dem Augenblick, in dem die Lichtbildkunst eine so außerordentliche Entwicklung nahm, mußte die alte Ausschneidekunst und der Schattenriß schnell zurückweichen, um schließlich ganz von der Bildfläche zu verschwinden. Wir sehen wohl heute noch auf Jahrmärkten und in volkstümlichen Vergnügungstocalen zeitweise solche Silhouettenkünstler auftauchen, die mit einer erstaunlichen Fingerfertigkeit von ausgewählten Gästen oder auch von anderen auf deren Wunsch gegen Bezahlung deren Schattenriß ausschneiden. Aber selbst bei aller Bewunderung dieser Ausschneidekunst wird jeder moderne Mensch ein gutes Lichtbild selbst einem noch so künstlerisch hochstehenden Schattenriß vorziehen.

Die Entstehung der Messen.

Die Abhaltung von Messen hat sich im Laufe der wirtschaftlichen Entwicklung während des Krieges und nach dem Kriege in den großen Handelsstädten mehr und mehr eingebürgert; sie ist zurückzuführen auf das Streben nach Zusammenschluß, Vereinfachung und Vereinfachung der Handels- und Verkehrsorganisationen. Da ist es interessant, daran zu erinnern, daß die gleichen Gesichtspunkte es waren, die im Mittelalter überhaupt zur Entstehung der Messen führten. Auch damals brachte die Not und die Teuerung die Notwendigkeit mit sich, durch eine Sammlung aller Wirtschaftskräfte die Schwierigkeit zu überwinden. Der bekannte Nationalökonom H. Sieveking behandelt diese Erscheinung ausführlich in seiner vom Ausgang der Antike bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts reichenden „Mittleren Wirtschaftsgeschichte“, die er soeben in der bei B. G. Teubner in Leipzig erscheinenden Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ veröffentlicht.

Die Vorbedingung für die Entstehung der Messen war der Wechsel, der wichtigste Handelsbrauch, der mit der Entwicklung des Geldverkehrs geschaffen wurde. Dem gesteigerten Handelsverkehr stand keine entsprechende Geldvermehrung zur Seite. Man mußte daher das knappe Geld strecken, griff zu Münzverschlechterungen, so daß der Pfennig immer weniger Edelmetall enthielt und schließlich schwarz wie ein Stein wurde, und suchte vor allem durch Erfahrmittel zu sparen. Erfahrmittel wurde im Wechsel

gefunden, der ursprünglich ein Zahlungsverprechen war, das mit einer Anweisung verbunden wurde, so daß der Gläubiger unmittelbar sein Geld erhalten konnte. Der zur Zahlung Verpflichtete versprach in dieser Anweisung, nicht selbst zu zahlen, sondern durch einen dritten an einem anderen Ort. Dieser Aussteller des Wechsels, der der „Ziehende“ oder Trassant hieß, hastete für die Zahlung, wenn der Freund, auf den der Wechsel lautete, der „Bezogene“ oder Trassat, diesen nicht einlöste. Nun erhob der durch den Wechsel Berechtigte das Geld in der Regel nicht selbst, sondern schickte ihn an den Platz der Zahlung, um mit diesem Papier seinerseits eine Geldverpflichtung zu erlebigen. Man nannte ihn daher den „Remittenten“ und seinen Geschäftsfreund, der für ihn das Geld einlieferte, den „Präsentanten“. Die enge Geschäftsbeziehung, die durch diesen mittelalterlichen Wechsel zwischen vier Personen angebahnt wurde, konnte zunächst nur zwischen guten Bekannten in Kraft treten. Der Wechsel verband also zumeist die an den verschiedenen Plätzen eingerichteten Filialen eines großen Geschäftes. So sehen wir z. B., wie die französischen Kreuzritter in Genua Wechsel unterschreiben, die ihre Verwalter in der Heimat bei der nächsten Messe in der Champagne einlösen sollten. Die Genueser standen durch Wechsel mit ihren Zweiggeschäften in Sevilla oder Alexandria, Cypern oder Konstantinopel in Geschäftsverbindung.

Diese Wechsel erhielten ihre Bedeutung aber erst dadurch, daß sie an den Hauptstädten des Verkehrs gesammelt und dort gegeneinander ausgeglichen wurden, denn nur durch diesen „bargelosen Verkehr“ sparte man die so selten gewordene Münze. Und aus diesem Bedürfnis nach einer Zusammenschließung des Verkehrs entstammen nun die in regelmäßigen Zwischenräumen abgehaltenen Messen, an denen die Kaufleute der verschiedensten Länder Wechsel miteinander austauschten. Die frühesten dieser Messen waren die der Champagne, auf denen sich die Flamen, die ihre Luche brachten, mit den Italienern trafen, die mit ihren Spezereien anrückten. Für die auf der einen Messe gekaufte Ware verpflichtete man sich auf der nächsten zu zahlen, nachdem man selbst die Ware abgesetzt hatte, und gab unterdessen einen Wechsel, wodurch die dreimonatige Frist gebühlich wurde. Diese Champagne-Messen blühten hauptsächlich im 13. Jahrhundert, während im 14. Jahrhundert Brügge und Genf in Aufnahme kamen. Dem savoynischen Genf setzten die Franzosen die Messe von Lyon entgegen, die sich seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts außerordentlich entwickelte. Die Habsburger schufen aber nun die Messen von Besançon, auf denen vor allem die Genueser Bankiers ihre Finanzmacht für die Abwicklung des Verkehrs zur Verfügung stellten. Hier, in Lyon und Besançon, war die große Abrechnungstelle für den gesamten abendländischen Warenverkehr; die Waren selbst, die auf der Messe nicht vertreten zu sein brauchten, konnten auf anderen Wegen befördert werden. Die Franzosen und Spanier wußten, welche Finanzquelle sie an diesen Messen besaßen; auf ihnen nahm man z. B. die nötigen Summen für die Kriegführung auf. Daher suchte man sich früh auch in Deutschland solche Mittelpunkte des Handels- und Geschäftsverkehrs zu schaffen, und so entstand die Messe in Frankfurt a. M. und bald danach die in Leipzig, die dann allmählich alle anderen zurückdrängte.

Die Stachelschweine.

Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich an einem kalten Wintertage recht nahe zusammen, um durch die gegenseitige Wärme sich vor dem Erfrieren zu schützen. Jedoch bald empfanden sie die gegenseitigen Stacheln; welches sie dann wieder voneinander entfernte. Wann nun das Bedürfnis der Erwärmung sie wieder näher zusammenbrachte, wiederholte sich jenes zweite Uebel; so daß sie zwischen beiden Leiden hin und hergeworfen wurden, bis sie eine mäßige Entfernung voneinander herausgefunden hatten, in der sie es am besten aushalten konnten.

So treibt das Bedürfnis der Gesellschaft, aus der Eeere und Monotonie des eigenen Innern entsprungen, die Menschen zueinander; aber ihre vielen widerwärtigen Eigenschaften und unerträglichen Fehler stoßen sie wieder voneinander ab. Die mittlere Entfernung, die sie endlich herausfinden und bei welcher ein Beisammensein bestehen kann, ist Höflichkeit und feine Sitte. Vermöge derselben wird zwar das Bedürfnis gegenseitiger Erwärmung nur unvollkommen befriedigt, dafür aber der Stich der Nadeln nicht empfunden. Arthur Schopenhauer.

Messias.

Nimmer wird er wiederkommen,
Der Messias hoch und rein.
Wahrlich, über diese Frommen
Wächst' ich auch nicht Herrgott sein!

Max Bernheim.

Kunstgeschichtliches vom Rauchen. Der Kultur Mensch hat es stets verstanden, seine großen und kleinen Leidenschaften mit dem Glanz der Kunst zu umgeben und dadurch zu verklären. Wie köstliche Gefäße und Mischfrügte sind uns z. B. durch die Trinkfreunde der alten Griechen beschert worden! Wenn auch das Rauchen auf keine so lange Geschichte zurückblickt, wie das Trinken, so hat doch auch dieses keine Laster des Menschen der neueren Zeit Anlaß zu mancherlei künstlerischer Betätigung gegeben.

Im 17. und 18. Jahrhundert, als noch strenge Raucherbote das „Trinken“ des Tabakrauches verhinderten, war das Schnupfen die große Mode. So entfaltete die damalige Zeit einen außerordentlichen Luxus in Schnupftabakdosen aus Gold und Silber, die reich mit Edelsteinen und Emailmalerei verziert waren. Die Tabakdose gehörte mit dem Fächer geradezu zum Schmuck der eleganten Dame. Der alte Fröh, selbst ein leidenschaftlicher Schnupfer, dessen Kopf stets die deutlichsten Spuren des verschütteten braunen Krauts zeigte, besah die reichste Sammlung von Tabakdosen, die wohl je zusammengebracht worden ist, darunter einzelne Prachstücke mit großen Diamanten, Smaragden, Rubinen und Saphiren. Er liebte es, derartige Dosen als Ehrengeschenke zu verleihen. Zur Erinnerung an seine Siege ließ er große Dosen aus Messing anfertigen, die auf der einen Seite das Porträt des Königs, auf der andern die Schlacht selbst darstellten. Die Tabakspfeifen waren zu dieser Zeit noch völlig kunstlos aus weißem Ton hergestellt. Doch brachte man reichen künstlerischen Schmuck auf den holzgeschnittenen Etuis an, in denen die Tonpfeifen vor dem Zerbrechen geschützt wurden. Solch ein Pfeifenetui trugen die vornehmen Leute in der Rocktasche und legten sie beim Rauchen als besonderes Prunkstück vor sich auf den Tisch. Am preussischen Königshofe, wo unter den beiden ersten Königen die Sitte des Tabakkollegiums besonders gepflegt wurde, waren hervorragend schöne Pfeifenetuis in Gebrauch. Die künstlerisch vollendetsten Arbeiten sind aus Buchsbaum geschnitten und mit dem großen turbrandenburgischen Wappen, dem preussischen Adler, auch mit dem Namenszug des Königs und der Jahreszahl versehen. Die phantastischen Ornamente der Metallbeschläge an manchen dieser Etuis, die an Vorbilder aus den holländischen Kolonien gemahnen, erinnern an die Einführung der Tonpfeife aus Holland. Auch einzelne der verarbeiteten Holzarten sind überseeischer Herkunft. In einem besonderen Messingrohr an diesen Etuis steckt der Strohalm zum Reinigen der Pfeife, und die ganze Einrichtung ist so zweckmäßig, daß diese Etuis noch heute, namentlich für die kostbaren Meerschaumpfeifen, gebraucht werden könnten.

Der Begründer der Tiroler Geigen Schule. In der Geigenbaukunst unterscheidet man eine Reihe sogenannter „Schulen“, von denen als die älteste die Bresclaner von 1545 bis 1620 gilt. Ein Jahr später, im Juli 1621, wurde der Mann geboren, der der deutschen oder „Tiroler Schule“ ihren Ruhm erwerben sollte: Jakob Stainer. Sein Geburtsort ist Abfarn in der Nähe von Innsbruck. Hier wird noch heute sein Haus gezeigt, ein freundlicher Bau, herrlich im Anblick der schneebedeckten Bergwelt gelegen. Man nimmt an, daß Stainer seine Kunst bei dem berühmten Geigenbauer Nikolaus Amati in Cremona gelernt habe; jedenfalls sollen seine Geigen in Form und Lackierung denen des Amati ähnlich sein. Auch waren sie sehr begehrt und trugen ihm den Titel eines „erzfürstlichen Dieners“ bzw. eines „kaiserlichen Hofgeigenmachers“ ein.

Trotz guten Abfarnes war Stainer aber dauernd in pekuniärer Not, einmal wohl, weil er neun Kinder hatte, zum andern, weil er, nachdem angeblich ein protestantisches Buch bei ihm entdeckt war, von den Jesuiten verfolgt und längere Zeit eingekerkert wurde. Später verfiel er in Wahnsinn. Auch die Erinnerung hieran wird festgehalten, und zwar durch eine noch jetzt vorhandene Bank vor seinem Hause, an die er in seinen Tobsuchtsanfällen festgebunden wurde. Stainer ist einer von den Meistern, die am eifrigsten nachgeahmt worden sind. Wirklich echte Stainergeigen gibt es nur noch in ganz geringer Zahl. Der Meister starb im Jahre 1683 in den kümmerlichsten Verhältnissen; sein Andenken aber lebt fort durch die Jahrhunderte.

„Maulaffen feilhalten“. Der „Maulaffe“ hat mit einem Affen nichts zu tun. Der Ausdruck beruht vielmehr auf einer fehlerhaften Uebersetzung einer niederdeutschen Redensart ins Hochdeutsche. Da heißt es nämlich: „He hält 't Maul apen“, d. h., er hält das Maul offen. Da „Apen“ niederdeutsch auch Affen bedeutet, so war der Irrtum erklärlich. Ein Maulaffe hat also mit dem Tier nichts zu tun, sondern es ist nur einer, der immer das Maul aufsperrt, wie schon Luther richtig erklärte: „Einen, der das Maul aufsperrt, den wir auf teutsch einen Maulaffen halten.“

Naturwissenschaft

Die Natur im August. Im Hochsommer nimmt das Pflanzenkleid an Schönheit ab, ein paar Gruppen, die Kreuz- und Doldenblütler, beherrschen nur noch Fior und Wald. Die Getreidefelder sind am Ende des Monats fast überall kahl, und der Wind weht über die Stoppeln. Nun erwacht dort, wo der Landmann den Acker nicht umstürzt, an Stelle der wogenden Halme neues Leben, die Unkräuter, oft recht hübsche Blumen, gedeihen jetzt, weil das Getreide ihre Entwicklung nicht mehr hindert. Nur die Kartoffel- und

Rübenfelder stehen noch im Grün. Die fruchtbeladenen Obstbäume geben einen schönen Anblick, der oft der Blütezeit gleichkommt. Alles weist auf den kommenden Herbst hin. — Die Vögel ahnen ihn auch, denn schon ziehen einige von ihnen fort, als erster der Gartenfänger um die Mitte des Monats. In den Wäldern wird es still, nur selten hört man hier und da noch den Schlag oder Gesang eines Vogels. Diese sind teils in der Mauer, teils haben sie mit den Jungen Arbeit, teils, wie die Vögel, die drei Behefte machen, brüten sie noch einmal, z. B. Bachstelz, Goldammer, weiße Bachstelz. Viel Zweck hat es nicht, denn die meisten Spälinge gehen zugrunde. Trotz der Herbst- und Abschiedsstimmung ist der August einer der schönsten Monate des Jahres, denn meist herrscht anhaltendes gutes Wetter zur Freude von Land- und Wandersmann.

Sternschnuppenregen. Die Erscheinung eines wirklichen Sternschnuppenregens ist nicht häufig; an einen der denkwürdigsten, den vom 27. November 1872, erinnert jetzt der italienische Astronom Pio Emanuelli in der „Rassegna Italiana“. Es waren damals 160 000 Meteore festzustellen, und zwar handelte es sich um nichts anderes als um die Bruchstücke des Bielaschen Kometen, der sich 25 Jahre vorher in zwei Teile gespalten hatte. Es war ein Schauspiel von unbeschreiblicher Pracht. Vom 27. auf den 28. November schien der Himmel von unzähligen Feuerfunken durchzuckt, die wie die Strahlen einer Rakete niederregneten; die Meteore waren allgemein klein, aber schön und hell und beschrieben gekrümmte, bogenförmig, kreis- und S-förmige Bahnen. Die kleineren Sternschnuppen waren weiß und fielen zuweilen so dicht, daß es zu schneien schien. Meteore erschienen in weißem Licht oder vorn grün und an der Seite rot.

Wie stellten es nun die Astronomen an, um die Sternschnuppen zu zählen? P. A. Secchi, Direktor der Sternwarte des Collegio Romano, der uns die eindrucksvolle Beschreibung hinterlassen hat, bediente sich dabei folgender Methode: Die Beobachter teilten sich den Himmel in Zonen, und jeder von ihnen gab für jeden gezählten Meteor einem Gehilfen ein festgesetztes Zeichen. Dieser machte so viele Striche auf einem Papier, wie ihm Zeichen gegeben waren, indem er durch die Länge der Linie die größeren Meteore hervorhob. Die Berechnung konnte natürlich nur annähernd sein, da man in 5 Minuten 498 Sternschnuppen verzeichnen mußte. Den zweiten Durchgang der Erde durch die Bahn des aufgelösten Bielaschen Kometen am Abend des 27. November 1885 werden zahlreiche noch lebende Astronomen selbst gesehen haben. Auch dieses Schauspiel war ungemein großartig und eindrucksvoll.

Technik

Ermüdetes Metall. Es ereignen sich bisweilen Unfälle bei der Eisenbahn dadurch, daß eine Kuppelung zweier Wagen plötzlich bricht. Sachverständige, die das gebrochene Eisenstück untersuchen, finden nichts irgendwie Auffälliges an dem Metall, und es bleibt dann nur die Erklärung, daß das Eisen, durch die ewigen Stöße ermüdet, plötzlich zusammengebrochen ist, ganz so, wie der Mensch, der sich in seiner Arbeit nicht ausruhen würde, den Dienst verläßt. Hätte man der Kuppelung eine Zeit der Ruhe vergönnt, so wäre sie nach deren Ablauf durchaus wieder brauchbar gewesen und hätte eine ganze Zeit verwendet werden können.

Die Tatsache, daß Metalle, hauptsächlich Eisen und Stahl, Ermüdungsercheinungen unterworfen sind und nach einer bestimmten Gebrauchsdauer der Ruhe bedürfen, ist der Wissenschaft seit einiger Zeit wohl bekannt. Der große englische Physiker Lord Kelvin war der erste, der diese Entdeckung von der Ermüdung der Metalle machte und die Erscheinung durch zahlreiche Versuche nachwies. Er brachte Eisendraht sechs Tage hindurch in einen Zustand beständiger Bewegung und stellte dann fest, daß der Draht ein Beträchtliches von seiner Elastizität verloren hatte. Ließ man den Draht dann einen Tag lang ausruhen, so kehrte das Metall zu seinem ursprünglichen Zustand zurück. Die weitere Forschung hat dann festgestellt, daß Kelvins Ergebnis eine absolute Tatsache ist, soweit es sich um geschmiedetes Eisen und Stahl handelt. Bei gegossenem Eisen tritt aber keine derartige Ermüdung ein. Während ein geschmiedeter Eisenstab nach einer starken Benutzung von drei Wochen 10 Proz. an Elastizität verliert, nimmt gegossenes Eisen an Stärke zu, wenn es heftigen Stößen ausgesetzt wird. Versuche hoben ergeben, daß solche gegossenen Eisenstangen, nachdem sie einer Reihe heftiger Erschütterungen ausgesetzt sind, um 100 Proz. an Stärke gewinnen.

Durch die Ermüdungsercheinungen der Metalle erklären sich manche Hauseinstürze, die in früheren Zeiten vorkamen, ohne das man den Gründen auf die Spur kam. Ermüdetes Metallteile an Trägern gaben plötzlich nach und riefen dadurch das Unheil hervor. In unserm Zeitalter freilich sind solche Fälle glücklicherweise sehr selten, denn das Metall wird vorher auf seine Härte geprüft, so daß es viel größere Anstrengungen aushält, als ihm gewöhnlich zugemutet werden.

Es ist auf Erden keine Nacht,
Die nicht noch ihren Schimmer hätte,
So groß ist keines Unglücks Macht,
Ein Blümlein ... seiner Kette.

Mattfried Keller.